

Sächsische Zeitung
Landeszeitung für die Provinz Sachsen
170 für Anhalt und Thüringen. 1928

Halle-Saale

Freitag, 10. Februar 1928

Angeklebter Preis: Die 10 Pfennige 26 mm breite Mittelstempel 15 Pf. Kleiner Anzeigen...

Abonnementspreis: monatlich 3 G.M., bei 2 maliger Zahlung 2,50 G.M. ausschließlich...

Die Krise auf dem Marsch
Das Schulgesetz kann scheitern

Die Deutschnationalen stimmen einem Aufschub der Entscheidung nicht zu - Das entscheidende Wort hat der Reichspräsident

(Von unserer Berliner Schriftleitung.)
Ka. Berlin, 9. Februar.

Parteilosigkeit wurde heute von deutschnationaler Seite folgendes Kommuniqué bekanntgegeben:
„Die D. N. S. P. hält nach wie vor für politisch notwendig, sondern auch die Befestigung der Differenzpunkte für durchaus möglich...

Die Entscheidung über diese Krise ist noch nicht gefallen, insofern auch keineswegs die Entscheidung über den Termin der Neuwahlen.
Hinterzählungen sind bei der harten Notwendigkeit im Reichstag möglich.

Die Aenderung des Mieterschulgesetzes

Weiterberatung im Reichstag.
Berlin, 9. Februar.

Die zweite Lesung der Vorlage zur Aenderung des Mieterschulgesetzes wird fortgesetzt. Ein sozialdemokratischer Antrag, den § 1 des Mieterschulgesetzes unverändert in der

alten Fassung zu belassen, die zwar eine Aufhebungsklage vorzieht, aber kein Kündigungserfahren, wird in namentlicher Abstimmung mit 159 gegen 148 Stimmen der Sozialdemokraten, Demokraten und Kommunisten abgelehnt. § 1 wird in der neuen Fassung mit dem Kündigungserfahren angenommen.
In der weiteren Eingelassensprache beantragt Abgeordneter Dr. Jörissen (Wirtsch. Ver.), der Frage auf Räumung in jedem Falle stattzugeben, wenn der Vermieter auskömmlichen Gebrauch zur Verfügung stellt und sich bereit erklärt, die entsprechenden Umgehungen zu zahlen. Ferner soll bestimmt werden, daß mit dem Hauptmieter stets auch der Untermieter räumen soll. Ein Veräußerungsantrag der Wirtschaftlichen Vereinigung wird abgelehnt.
Angenommen wird ein Antrag der Regierungsparteien, monats- und die Kündigung von 30 Tagen auf 15 Tage aufzuföhren soll. Diese Kündigung darf aber nur unter gewissen Sicherungen erfolgen, zu denen die Mitwirkung der Betriebsbehörde gehört. Beschlossen wird weiter, daß das Gesetz am 1. April d. J. in Kraft tritt. Bis dahin bleibt das Gesetz über Mieterschulden und Mietensicherung in seiner bisherigen Fassung in Geltung. Unter Ablehnung aller anderer Anträge wird dann die Vorlage zur Aenderung des Mieterschulgesetzes in zweiter und dritter Lesung angenommen. Die Schlussabstimmung findet erst am Freitag statt.

Ein neues preussisches Flaggengesetz

Die Neuwahlen werfen ihre Schatten voraus

(Von unserer Berliner Schriftleitung.)
Ka. Berlin, 9. Februar.

Bekanntlich hat die preussische Staatsregierung, nachdem sie auf formal rechtlichem Wege bei ihrem Vorgehen gegen die Potsdamer Stadtverwaltung wegen des Flaggengewanges nicht erreicht und sich ebenfalls gränlich lächerlich gemacht hatte, vom Verfassungsausschuß des Landtages eine Retterverordnung billigen lassen. Mit solchen Retterverordnungen ist die Präsidentschaft bekanntlich schnell zur Hand, wie ja unter anderem auch die Einsetzung brandenburgischen Grundbesitzes in der Rhein- und Westfalenprovinz zur Veranlassung diente. Nun ist die Präsidentschaft von sich aus (?) auf einen glänzenden Gedanken gekommen. Sie meint, daß Adressaten des öffentlichen Rechts für vom Staat geschütztes Ansehen nur als Lehen des Staates genügen, und daß sie darum dem Staat, ihrer Lebensdauer, untertan sein sollen, woraus sie logisch folgert, was nicht einleuchtet, versteht eben nicht von Logik, daß der Staat auch ein Recht hat, diesen Adressaten mit öffentlichem Recht vorzuschreiben, wie sie auf den Kopf zu stehen oder von ihnen benutzten Gebäuden - zu flagen haben. An der Annahme des neuen „Gesetzesentwurfes über das Flagen durch öffentlich-rechtliche Adressaten“ ist nicht zu zweifeln.
Die Präsidentschaft leistet bei den Neuwahlen schnell ganze Arbeit. Sehr geschäftig aber ist die Frage, ob dieser Ge-

setzentwurf nicht einen verfassungswidrigen Charakter besitzt. Denn dieses sogenannte Gesetz ist ja nichts anderes als der Versuch der gesetzlichen Festlegung einer bestimmten Auslegung von verfassungsmäßig garantierten Rechten. Es wird also wohl der Staatsgerichtshof, ganz wie im Falle Rathenow - ein Richter zu sprechen haben, daß dann wahrscheinlich nicht wieder auf dem Wege einer Retterverordnung umgangen werden kann.

Für die Begnadigung von Schulz

Admiral von Schöber preussisch beim Justizminister.
(Von unserer Berliner Schriftleitung.)
Ka. Berlin, 9. Februar.

Admiral von Schöber, der erste Reichsanwalt des Nationalverbandes Deutscher Offiziere, ist in der Angelegenheit Schulz und Kameraden verurteilt beim preussischen Justizminister vorliegend geworden. Der Admiral legte dem Minister dar, daß eine Begnadigung der Betroffenen auf Justizbasis die allgemeine Erregung nicht befriedigen könne. Wenn Menschen, die an den schätzlichen Werten des Dienstes in Kälte und in Galle und der Gräßen Wut in Wäldern beteiligt waren, sich heute auf freiem Fuß befinden, so müsse der Staat den Männern die Freiheit wieder geben, die ihm vor willigen Zusammenbruch geschützt und die jegliche Staatsform durch ihren Einsatz von Leib und Leben befestigt hätten.

Hirtsfieber über den Gesundheitszustand

Die Tuberkulose zurückgegangen

Berlin, 9. Februar.

Im preussischen Landtag hielt heute Wolffschämmler Hirtsfieber bei der Beratung des Etats seines Ministeriums eine Rede über den Gesundheitszustand der Bevölkerung. Der Minister führte aus, daß die übertragbaren Krankheiten im Jahre 1927 in Preußen besser verlaufen seien als im Jahre 1926. Bei neun Hirtsfieberfällen ist ein Todesfall zu beklagen gewesen; der einzige Todesverranke ist geheilt worden. Größere Zypusverbreitung hatten sich nur in Olschan und im Kreis Mänterberg gezeigt. Wenn die Zahl der Hirtsfieberfälle auch von 1871 auf 8895 Enttaltungen gestiegen sei, so seien dagegen die Zahl der Todesfälle infolge Hirtsfieberung von 57 auf 81 heruntergegangen. Einem Handigen Mägdung weise die Ruhe auf 8280 Hirtsfieberenttaltungen im Jahre 1926 händen 2198 im Jahre 1927 gegenüber.

Zur Tuberkulose erklärte der Minister, daß sich die Befürchtungen, daß die Tuberkulose-Gesundheit wieder steigen werde, bis jetzt gänzlich unbegründet seien. Die Tuberkulose sei überhaupt zurückgegangen. Die Arbeitgemeinschaften zur Bekämpfung dieser Krankheit beständen namentlich in neun preussischen Provinzen. Eingehend schloß der Minister dann, von der ersten Bedeutung die seit 1 1/2 Jahren zu verzeichnende Zunahme des Strofes unter allen Kindern sei. In einigen Gegenden Preußens ist diese Zunahme bei bis zu 80 Prozent der Schulinder beobachtet worden.

Am Verlauf der Sitzung erklärte Wolffschämmler Hirtsfieber, daß jetzt etwa 32 Millionen Einwohner Preußens sich täglich unterzucht seien. Erreichliche Fortschritte mache auch die Säuglingsfürsorge. Die Säuglingsfürsorge setze auf dem Stand von 1926. Für die Kanalisation der Gemeinden gebe das Wolffschämmlerministerium entweder Staatsmittel oder billig veranschlagte Staatskredite. Der Minister bemiengelte die Tatsache, daß die Länder immer noch nicht den Beschluß zur Verringerung des Apothekenumsatzes zum Reich erlassen hätten.

Verklärte Gesundheitspflege im Interesse der arbeitenden Bevölkerung bringende Notwendigkeit. Die wirtschaftliche Lage der Werke zeige im allgemeinen zunehmende Besserung. In nicht allzu fernem Zeit müßten Reich und Länder ein ganz großes bevölkerungspolitischen Programm aufsetzen.

Die Stimmung im Reichstag

Der Tag der Fraktionsänderung.
(Telegraphische Mitteilungen.)
Berlin, 9. Februar.

Am Reichstag ist heute der große Tag der Fraktionsänderung des Zentrums, der Deutschen Volkspartei und der Deutschnationalen Volkspartei, von denen die Opposition eine große Kritik der Regierungspolitik äußert. Nachdem in den letzten Tagen die Verhandlungen über das Reichschulgesetz von dem Reichsminister mit einigen maßgebenden Abgeordneten der Regierungsparteien wieder aufgenommen waren, hat gestern der Fraktionsverband des Zentrums sich dahin entschieden, daß im Gegensatz zu der Ansicht, die Entscheidung bis Mitte April aufzuschieben,

Wäge Arbeit über das Reichschulgesetz

in wenigen Tagen erreicht werden soll. Die Ausfühler sind damit außerordentlich gering geworden, da sowohl beim Zentrum, wie bei der Deutschen Volkspartei, eine Verfestigung der Meinungen zu beobachten ist.

Beim Zentrum spielen dabei kulturelle Gründe eine erhebliche Rolle, während bei der Deutschen Volkspartei die Neigung zu weiteren Kompromissen mit Rücksicht auf die Möglichkeit eines neuen Wahlkampfes bei der Mehrheit der Fraktion angenommen hat. Die Kompromißbemühungen des Reichsministers werden noch fortgesetzt. Die Entscheidung liegt aber nun wohl bei den Fraktionen. Zunächst hatte man die Ansicht, die Entscheidung schon vor der Tagung des Reichsausschusses der Deutschen Volkspartei am kommenden Sonntag beschließen, während heute mehr Neigung dazu besteht, in den Fraktionen nur eine Beratung des Interfraktionellen Ausschusses der Regierungsparteien, die Freitag stattfindet, vorzubereiten und die Entscheidung auf Anfang nächster Woche zu verschieben.

Das im Reichstag verbreitete Gerücht, daß der Zentrumsoberhaupt, W. G. A. als Führer der Fraktion bereits mit der Zurückziehung des Zentrumsministers gedroht habe, mag richtig sein, es ist aber noch sehr zweifelhaft, ob die Zentrumsoberhaupt seinen Standpunkt billigen wird. Dazu kommt, daß eine so schmale Entscheidung des Zentrums als Führer der Fraktion in anderen Fraktionen verstanden könnte, nicht nur eine Entscheidung über das Reichschulgesetz, sondern über die gesamte politische Grundanlage des Kabinetts sehr schnell herbei, während, und das dabei trotz der Drohungen gerade das Zentrum und die Deutsche Volkspartei überführt werden könnten.

Weiter muß beobachtet werden, daß der Reichstag mit dem Ziel, dem Liquidationsstandes, der Vorläufe für die Landtagswahlen und anderen lokalen Aufgaben noch soviel Probleme wie sich hat, daß der Reichspräsident sich zur Verfügung nicht sehr schnell entschließen wird, während auf der anderen Seite ein Verbleiben des jetzigen Kabinetts als Geschäftsmittel auch nicht möglich sein würde, denn das Kabinettsmittel würde die politische Vollmacht haben, die zur Durchführung der wichtigsten politischen Aufgaben notwendig wird.

Unterhaltungs-Beilage

Nellys Millionen

Ein fröhlicher Roman
von Wilhelm Hegeler

Und ohne Widerspruch zu dulden, machte sie sich über ihre Herrin mit Ramm und Brennschere her. Dann erst war Nelly vollendet. Im Spiegel erkannte sie sich kaum wieder und hätte sich beinahe ausgelacht. Babette aber faltete die Hände:

„Nein, sind Sie schön, gnädiges Fräulein! Sind Sie schön!“ Nelly drehte ihren Kopf über die Schulter und besah sich vorn und hinten.

„Glauben Sie nicht, Babette, die Robe-Soleil wäre hübscher gewesen?“

„Nicht hübscher, aber eleganter wäre sie gewesen.“

„Und die Eleganz steht mir vielleicht besser. Schade, daß ich sie nicht gewählt habe.“

„Ja, Schade ist es,“ sagte die Jofe, indem sie bedächtig ihren Kopf wiegte.

„Es ist wirklich ärgerlich.“

Da kam Babette auf einen Einfall.

„Vielleicht könnten gnädiges Fräulein die Robe-Soleil jetzt noch nehmen.“

Nelly drehte sich auf dem Absatz um. Welch ein erlösender Gedanke! . . . Ihr war ein Stein von der Seele gefallen.

Da es noch nicht Essenszeit war, lief sie auf einen Augenblick zu ihrer Tante. Aber verblüfft blieb sie in der offenen Tür stehen: eingeschnürt in die Nachthaube lag das enorme fleischige Gesicht wie eine Zitrone da. Die alte Dame hatte nämlich über Nacht einen heftigen Anfall von Gelsucht bekommen.

Außer dem Zusammenbruch ihrer Hoffnungen und Pläne hatte Tante Jda noch einen fürchterlichen Neger gehabt. René Vassch war so frei gewesen, Nellys Porträt mit einer Rechnung von zweitausend Franken zu schicken. Sie hatte natürlich beides umgehend zurückgeschickt, aber vor einer Stunde war ein schüßig gekleideter Herr erschienen, ein Advokat, und hatte im „Schwäzger Dürsch“ das ganze Zimmer vollschwadroniert.

„Mi mochte nüt vil Experimente mit den Fremden. Drin der Schwyz, do hiebt's zohle, oder man u. rd gebüht!“

Alles Protezieren half nichts. Der Herr wurde nur noch größer. Und da das alte Fräulein um keinen Preis die zweitausend Franken opfern wollte, hatte ihre aufgeregte Phantasie sich schon mit Gerichtstaal, Zeugenverhör und Eiden angefüllt.

Nelly holte vor allem den Arzt, welcher erklärte, in einigen Tagen würde der Anfall sich bessern. Dann tröstete sie herzlich die Tante und versprach, sich an Jean zu wenden. Dieser hörte sie wohlwollend an und meinte, fünfhundert Franken wären m. l. als genug.

Als Nelly daran dachte, daß sie Leutnant von Kalderhot bei Tisch wiedersehen würde, pochte ihr das Herz. Doch erschien er nicht. Was ihre beiden andern Verehrer anging, so ließ Schmitz mit tragischer Gestie die ersten Gänge vorübergehn und schlenderte hin und wieder einen Blick mit einer Welt voll Schmerzen auf sein Gegenüber. Schließlich ermannte er sich und verzehrte drei Schnitten Roastbeef.

René hatte offenbar die ganze Geschichte vergessen. Er war sehr heiter und unterhielt sich mit seiner Nachbarin zur Rechten, einer ältlichen Bantierstochter, deren Profil ihn an die hinreißenden Profile Botticellis erinnerte. Seine Nachbarin zur Linken schien er nicht zu bemerken.

Nach dem Essen fuhr Nelly mit Babette gleich wieder in die Stadt, um die Robe-Soleil zu kaufen.

In dem Geschäft erregte ihr Wiederkommen Verdacht. Denn erstens war das Kleid von heute morgen noch nicht bezahlt, zweitens aber hatte der Verkäuferin Nellys Unterzeug sehr wenig gefallen.

Während diese nun unruhig auf- und abtrippelte, in die schlimmsten Befürchtungen sich verlierend, das Kleid könnte vielleicht schon verkauft sein, telephonierte der Kassierer heimlich nach dem Hotel, wer die Fremde sei. Jean telephonierte zurück: „Millionärin. Immer kaufen lassen. Gaste für alles.“

Diese wenigen Worte genügten, um das ganze Geschäft bis zum dritten Stock hinauf zu alarmieren. Ein Brand hätte nicht mehr Tumult hervorbringen können. Der Chef selbst kam aus seinem Feiligtum und jagte die Ladenfräulein in der größten Aufregung durcheinander. Er überschüttete Nelly mit einer Flut von

Worten und begrub sie zugleich, ohne daß sie es merkte, unter einem Haufen von Kleidern. Er lobte zwar ihren Geschmack, erlaubte sich aber zu bemerken, daß die Robe-Soleil noch lange nicht das Feinste sei, hielt einen langen Vortrag über seine Kunst, versicherte, er habe einen Künstler (damit meinte er einen Zuschneider) in seinem Atelier, der ein Schüler von Worth sei, wollte ihr den ins Hotel schicken, damit er ihr eine Auswahl Kostüme anmesse, ließ dabei immer neue Stoffe anschwimmen, holte die ältesten Ladenhüter und die neuesten Errungenschaften hervor, breitete alle Schätze der Welt an Tüchern vor ihr auf, erklärte, der Gipfel der Gipfel sei englische Mode in Paris oder Montreux, das war eins, gemacht, redete so lange, obgleich er vor Heiserkeit nur noch krächzen konnte, bis Nelly, des letzten Netzes zu Verstand bar, sich zehn Kleider bestellt hatte, wollte ihr absolut noch ein Reitleid aufschwagen, hielt erst inne, als das junge Mädchen in einem Anfall von Besinnung die Flucht ergriff, empfahl sich mit einem tiefen Bückling, wandte dann ins Komptor und sank halb ohnmächtig auf seinen Stuhl, wo ihn seine Gattin, die Frudentränen vergaß, umarmte. . . Ein solches Geschäft wie Letzte hatte das Haus noch nie gemacht.

Bei Nelly aber waren nun die Wünsche lawinenartig angeschwollen. Sie ging ins Schuhgeschäft und bestellte den Meister zu sich, damit er ihr noch einige Paare anmesse. Sie kaufte für sich zwei Sonnenschirme und zwei Regenschirme mit silberner Krüde, für ihre Jofe einjähre Schirme, das Stüd zu zwanzig Francs. Sie nahm im Handschuhgeschäft die Handschuh per Dubend. (Das war eine bedeutende Erparnis.) Sie wählte noch zwei Hüte. (Der Kleider wegen.) Sie kaufte ein goldenes Nehrchen. Sie konnte an einem Juwelierladen nicht vorbeigehn, ohne sich ein ganz einfaches Armband und eine ganz, ganz simple Brosche auszufinden, die trotz dieser Einfachheit oder vielleicht grade deshalb zusammen tausend Francs kosteten.

Nachdem sie so die notdürftigsten Einkäufe erledigt hatte, fuhr sie wieder ins Hotel zurück. Ihr Zimmer hatte sich mit Kaffee, Schachteln, Tischballen angefüllt. Auf dem Gang warteten vier Mamsells. Im Salon selbst barnten ihrer der Zuschneider und der Damenstücker, beide sehr vornehme Herren.

Nelly ersuchte sie, einen Augenblick sich zu gedulden und ging in ihr Kabinett, um die weißseidene Robe-Soleil anzulegen.

Unterdes trat noch ein dritter Herr ein, der sich beim Oberkellner nach Fräulein von Wacht erkundigt hatte.

„Nummer drei und vier,“ sagte Jean.

„Wohnt sie nicht auf Zimmer sechsundneunzig?“

„Ja, ja, früher einmal. Wir hatten leider keine Räume frei. Die Baronessie begnügte sich. Gehn Sie nur hinauf! Was bringen Sie denn?“

„Ich? . . . Nichts.“ (Und in seinem Innern fügte der Herr hinzu: Ich bringe mich selbst. Hoffentlich ist das genug.)

Mit klopfendem Herzen stand Wilde vor der Tür. Babette öffnete, bat um seine Karte und ließ ihn eintreten. Verwundert blickte er sich um. Hier konnte doch Nelly unmöglich wohnen! Und dann diese merkwürdigen Herren. Er stellte sich vor.

„Peter Wilde.“

„Babette.“

„Auguste Semelle.“

Peter drehte sich um mit einem Blick, der auch den Abgehärteten beleidigt hätte, und setzte sich mit dem Rücken nach ihnen auf eine Chaiselongue.

Als Nelly gestern morgen abgereist war, hatten seine Gedanken auf eine unsinnige Weise nach ihr getobt und sie begehrt. Er war auf den Bahnhof gegangen, um ihr nachzureisen. Was für sein Leben entscheidend war, wollte er gleich wissen. Jede Stunde Aufschub schien ihm eine Ewigkeit. Nebenriegen war er ohnehin ein unbrauchbarer Mensch, so lange die Zweifel dauerten.

Aber der Gedanke, daß er nichts tun konnte gegen diese Gewalt, die ohne seinen Willen, aus seinem Innern und doch von ihm unabhängig, über ihn gekommen, der Gedanke, daß er nicht

Aber

Wichtig
aber
ebenfalls
ebenfalls

Wollt

(80)

In der
Ang. Cont
hängen
Die dem
Ich
versteht
als in
Belomian
Sahres, de
afrikanische
zu sagen,
sein, daß
schließen
ignorieren
ein in 91

mehr Herr seiner selbst, sondern einem übermächtigen Erbe unterworfen war, bitte seinen ganzen Trost empören. Er biß wütend die Zähne aufeinander und dachte: Ich will doch mal sehen, wer stärker ist? Ich, der vernünftige, zweckmäßig handelnde Mensch oder diese — Unvernunft! Ich, der gesunde, geistig und körperlich gesunde Mensch oder diese — Krankheit!

Dahleich er schon ein Billett gelöst, legte er nach Hause zurück. Und das beinahe Uebermenschliche gelang ihm: er brachte sein Stück zu Ende. Vom Mittag bis zum Abend, dann nach kurzer Unterbrechung vom Abend bis zum frühen Morgen hatte er geschrieben. Als er fertig war, als er mit krautigen Buchstaben „Ende“ getriebelt hatte, und ihm dann der Federhalter aus der Hand fiel: da erfüllte ihn das unbeschreibliche Bewußtsein, daß sein Werk gut geworden war.

Er warf sich irgend wohin und dachte lange Zeit überhaupt nichts mehr. Dann ließ er seine Vorstellungen zu der Geliebten wandern. Aber zusammengeknürrt und zu Boden gepreßt, wie sie von seinem derben Willen waren, hatten diese Vorstellungen etwas seltsam Weiches bekommen. Er träumte, wie er still und ohne Worte mit ihr den Weg nach einem Walde einschlagen würde. Dort würden sie unter leis flüsternden Blättern liegen, sein müder Kopf ruhte in ihrem Schoß, und er war glücklich... Oder sie lagen an einem Bach, beugten die Gesichter über das schwarze Wasser und lasen ihre innersten Gedanken aus den in der Flut gerinnenden Spiegelbildern.

Immer aber in all seinen Vorstellungen hatte er Nele in dem schwarzen Kleid gesehen, das sie gewöhnlich trug, mit ihrer anmutigen fast verborgenen Schönheit, die nur das Auge desjenigen entdeckte, der sie liebte...

Da öffnete sich die Tür, und die Erwartete trat selber ein. Sie ergriff rasch die Hand, lächelte und sprach kein Wort.

Sie hatte die Robe-Soieil angelegt. Das goldgestickte Volkrojackchen von weißer Seide bedeckte straff das schwellende Fleisch ihres Busens. Darunter spannte sich ganz eng der nach unten sich bauschende Rock, über dessen Goldstickerei Valenciennes Spitzen wie Kastaden hinflossen. Rächeln, in ganz neuem Glanz hob sich von der weißen Seide das rosige Gesicht ab, dessen Reinheit nicht der leiseste Flecken rührte. Ihr hochgekämmtes Haar fiel in unzähligen Locken auseinander.

Peter stand in sprachloser, taumelnder Verwirrung. Ihre ganze Gestalt, die von dem Kleid geschmeidig wie von einer schillernden Haut umgeben war, trug ein so schlaues Obenmaß, eine so lockende Verführung, daß ihr Anblick jedem Mann das Blut erhitzt hätte.

Wie sie seine Bestürzung sah, erblachte ihr Gesicht unmerklich, aber sie begrüßte ihn mit keinem Wort.

Dann hieß sie in ganz natürlichem Ton die beiden Leute nebenan gehn.

Allein mit ihrem Freund, blickte sie ihn wieder an und erhöhte das Feuer in ihren Augen. Ein weiches, rätselhaftes Rächeln legte sich um ihre Lippen, schien das ganze Gesicht, den ganzen Körper zu durchrieseln. Ein Rächeln, das auf ihn betäubender wirkte als der stärkste Orchestershall, betäubender als die sinnlichste Musik, das alle Wonnen und alle Verbrechen in ihm wach rief.

Einen Augenblick standen die beiden sich gegenüber, sie an ihrem Sieg sich weidend, er in dumpfer Starrheit. Endlich aber fragte er:

„Sind Sie... Nelly?“

Sie lächelte noch weicher, nun ganz betrieblig, und sagte einfach:

„Ja.“

Dann aber brach sie in wildem Jubel aus.

„Peter, ich bin nicht arm. Ich bin reich, fürchterlich reich. Ich hab anderthalb Millionen, vierzigtausend Mark im Jahr. Denken Sie!... (Sie umpreßte seine Hand, während ihre Augen leuchteten, und ihre Waden bebten wie rieselndes Geld. Denken Sie: vierzigtausend Mark!)“

Er aber, den ihr ersten Anblick einfach geblendet hatte, der aus dem weichen Traum in einen Wirbelsturm, in die tollsten Gedanken und unerhörtesten Vermutungen geschleudert war, er fand sich nun plötzlich auf zwei grauen festen Beinen.

Er war völlig ernüchert. Ihre jubelnde Wildheit berührte ihn entschuldig. Sein Gesicht hatte den Ausdruck kalter vollendeter Höflichkeit. Und dieser Ausdruck war nicht gemacht, sondern kam wirklich aus seinem Innern. Die Geleisporen hatten sich bei ihm absolut geschlossen wie die Haut eines Menschen, der plötzlich in eissiges Wasser fällt.

Ein einziger Gedanke beherrschte ihn: wach eine Rächelheit war es, sie zu lieben.

„Nun... Sind Sie noch immer sprachlos?“

„Gewiß nicht.“

„Was sagen Sie dazu?“

„Es ist eine sehr erfreuliche Nachricht... Ich gratuliere Ihnen herzlich... Woher stammt denn das Geld?“

„Von meinen Eltern. Ich hab's immer gehabt. Und ich dummes Schaf wußte nichts davon. Das ganze Hotel hat's eher gemußt als ich. Drei Anträge hat man mir gemacht. Das war entsetzlich.“

„Ah, gleich drei! Nun, es läßt sich denken... Ich gratuliere herzlich.“

„Sie müssen so nicht reden, Peter.“ sagte sie mit dem Ton der alten Herzlichkeit. (Aber Peter ließ sich nicht rühren.) „Sag mag gar nicht mehr drau denken... Vor allem setzen Sie sich.“

Da alle Stühle voll gepackt waren, schob sie sorglos einige Wäschepackete auf die Erde und bot ihm Platz an. Vom Tisch nahm sie eine Schachtel mit Süßigkeiten.

„Essen Sie?“

„Danke.“

„Ja, was sagen Sie nun zu der ganzen Geschichte?“

„Nichts.“

„Wieso nichts?“

Er zögerte, dann sagte er, an ihr vorbei ins Zimmer blickend: „Jedenfalls ist es keine Trauernachricht. Und Sie haben allen Grund sich darüber zu freuen... (Darauf die Augen aus dem Fenster gleiten lassend.) Es ist wieder ganz klar geworden. Als ich von Genf abfuhr, war der Himmel ziemlich bedeckt. Nun hat sich's aber gemacht.“

„Ja, ja... es hat sich gemacht.“

Ihr Sinn war ganz verwirrt. Sie wußte nicht, was sie von ihm denken sollte. Warum empfand er nicht ebensolchen Jubel wie sie? War das denn solch eine Bagatelle, die sie ihm da mitgeteilt? Und er... er sagte nichts?! Sie empfand ein peinigendes Verlangen, auf ihn Eindruck zu machen.

„Warum loben Sie mich nicht ein bißchen? Dies Kleid müßte Ihnen doch gefallen.“

Er machte leicht eine anerkennende Verbeugung.

„Es gefällt mir auch ausgezeichnet... Es war gewiß sehr teuer.“

„Du lieber Gott,“ versetzte sie gekränkt, „billig war's nicht. Das schied hier hat überhaupt ein unmenschliches Geld gefordert. Ich habe nachher selbst einen Schreck gekriegt... Aber glauben Sie nur nicht (sein Rächeln empörte sie noch mehr), daß ich meine Willion leichtsinnig verplempern werde. Wer so lange sparen gelernt hat wie ich, vergißt es nicht so leicht. Ich habe die größten Pläne vor. Meilen will ich lernen, alle möglichen Sprachen, Theater besuchen, Gallerien studieren... Man kann so viel Gutes tun, wenn man reich ist.“

„Allerdings.“

„Aber sagen Sie mir, wie geht's Ihnen? Vor allem, was macht Ihr Stück?“

„Mein Stück ist fertig.“

„Bravo! O, das ist ja famos. Wo wird's denn gespielt?“

Er zuckte die Achseln.

„Zuerst muß es ein Direktor nehmen.“

„O, das wird er schon!“

„Wissen Sie das genau?“

Sie war vom Stuhl aufgesprungen und lief aufgeregt zwischen Kisten und Kasten umher.

„Wenn's nicht geht, dann helfe ich Ihnen. Ich reise nach Berlin. Wir geben eine Niesengesellschaft, laden alle Theaterdirektoren, überhaupt alle berühmten Leute von Berlin ein. Sie lesen dann Ihr Stück vor, und es müßte denn doch mit dem Teufel zugehn, wenn's keiner nähme.“

„Wirklich! Wenn... Sie es protegieren.“

Grabe wollte Nelly noch mehr sagen, als Babette hereinhuschte und meldete, der Tailor könne nicht länger warten.

„Einen Moment, pardon!“

Und rasch den Kopf noch einmal unwendend, daß ihr Blick und ihr Rächeln ihm durch alle Glieder ging, verschwand sie hinter der Tür.

Peter blieb einen Augenblick wartend stehn, ohne daß sein Gesicht sich veränderte. Dann holte er aus der Briefftasche seine Karte, schrieb unter den Namen ein Wort, setzte seinen Hut auf, schob den Regenschirm leicht unter seinen Ellenbogen und ging mit den langsamen Schritten eines sehr eleganten, sehr blasierten Dandys zur Tür hinaus.

Er ging bis Bebeh. Dort lag an der Chaussee eine höchst gemeine Fuhrmannskneipe. In das von Tabaksgesamt, vom Stimmengewirr schwadronierender Arbeiter gefüllte Lokal trat er ein und ließ sich eine Canette Bier geben. Als er ansetzte, hielt er, von seinen Gedanken abgelenkt, das Glas vor den Mund.

Ihm fiel ein, weswegen er nach Genf gekommen, wie frei und schön und einfach seine Träume gewesen, und wie anders das, was wirklich geschehn... In leiser Melancholie, in keinem Eckel vor dem Leben ließ er das Glas sinken und dachte: „Wie geschmacklos ist doch die Wirklichkeit!“

(Fortsetzung folgt.)

Als Wanderbursche durchs Reich

Erinnerungen eines alten Handwerkmachers
Von Richard Renner, Halle.

III. Endlich in der Schweiz.

Von Mannheim wanderte ich nach Freiburg und von dort nach Karlsruhe und dann immer dem Rhein entlang bis nach Lörach. Es war Mitte Oktober. In den Weinbergen war alles mit der Weinlese beschäftigt. Herrliche Tage!

In Lörach wurde halt gemacht, wir waren jetzt wieder zu Dreien, ein Glaser May aus Herbst und ein Zimmermann Alb. Reize aus Pleten in Anhalt. In der Herberge hatten wir uns, da wir anderen Tags über Kleinbasel unseren Einzug in die Schweiz halten wollten, nochmals ausgeruht und dort übernachtet.

Es waren mit uns noch mehrere Handwerksburschen da, die das gleiche Ziel hatten. Auch an alten „Fechtblütern“ fehlte es nicht. Und im Gespräch mit diesen wurden wir nach unseren Auslandspapieren gefragt, in deren Besitz wir alle drei nicht waren. Nun wurde uns klar gemacht, daß wir ohne sie nicht in die Schweiz einwandern dürften. Einer von den alten Landstreichern erbot sich dann, uns die fehlenden Papiere so anzufertigen, daß wir mit ihnen ohne Bedenken in Basel einwandern könnten, der Kerl schien das Geschäft schon länger zu betreiben. Denn gleich hatte er Papier zur Hand und fertigte nach unseren Wanderbüchern Auslandspässe an: mit einem oder mehreren Stempeln, die er in der Hofentasche eingeknäht bei sich trug, wurden sie dann vorschriftsmäßig unterstempelt.

Zum Glück konnten wir anderen Tags, ohne nach Papieren gefragt zu werden, in Kleinbasel einmarschieren. Wir wurden nur von den Grenzwächtern befragt, ob wir etwas „steuerbares“ bei uns hätten.

Unsere „Berliner“ hatten wir auf Anraten der alten „Kunden“ beim Herbergsbater hinterlassen. Er hatte uns etwas Pfand darauf gegeben, und wir wollten sie uns, nachdem wir Arbeit erhalten hätten, durch die Post nachsenden lassen. Da wir so nur Gut und Stod mit uns führten, hatte man uns gar nicht groß beachtet, und ungehindert kamen wir über die Brücke, die zwischen Kleinbasel und Großbasel über den Rhein führt. Jetzt war mein Herzenswunsch erfüllt: ich war in der Schweiz.

Ich wollte nun nach der Freiensstraße zum Glasermeister Bed gehen und um Arbeit anhalten. Als wir drei so auf der Rheinbrücke standen, fragte ich einen Schweizer: „Können Sie mir sagen, wie ich nach der Freiensstraße komme?“ Darauf jagte der junge Mann: „Da gange Se hier über de Rhibrud grad uß, dann rächst inne da chumme sie grad in die Fröhestrah inne!“ Wir sahen uns untereinander an, aber keiner hatte das „Schwizerdütsch“ verstanden. Da kam ein Herr heran und fragte: „Ihr seid wohl Deutsche, wo seid Ihr her?“ „Aus Leipzig und Anhalt!“ war unsere Antwort. Der Fremde nahm uns drei mit in eine kleine Kneipe, ließ uns jeden ein „Mutterle“ Wein und ein Stück Weißbrot geben und wies uns dann zurecht.

Als ich beim Meister Bed vorsprach, bekam ich gleich Arbeit. Nachdem er mich dann den anderen Gesellen, Heinrich Kinderbater aus Zwenkau, Ferdinand Müller aus Quedlinburg (der spätere berühmte Glasmaler) und einem Hamburger Kollegen vorgestellt hatte, war ich froh, so gute Kameraden anzutreffen. So entschloß ich mich bald, länger hier zu bleiben und ließ meinen Koffer mit Kleidung aus Hannover nachsenden.

Die erste Arbeit, die ich erhielt, waren 6 Stück eichene Fenster mit runden eingeklebten Ecken. Ich hatte wohl Eichenholz schon gesehen, aber gearbeitet hatte ich noch keins. Nun bekamen wir beim Meister Kost und Logis und Sonntag wurde aller 14 Tage abgerechnet und Lohn gezahlt. Acht Franken betrug mein Wochenlohn. Am zweiten Lohntage aber eröffnete mir Meister Bed: „Die Arbeit fann i nett bruchel“, die Fenster waren nicht zu seiner Zufriedenheit ausgefallen.

Da kann man sich denken, daß mir nicht gut zumute war und ich Tränen vergoß. Mein Mitgeselle, Kinderbater, fragte dann noch ironisch: „Na, was hat denn der Alte gesagt?“ Ich aber bat den Meister, mich doch weiter zu beschäftigen. Ich hätte nicht gut getan, und durchaus in die Welt hinaus gewollt, um zu lernen. Darauf meinte der Meister: „Das läßt sich hören, morgen sprechen wir weiter darüber.“ Ich legte mich abends aufs Bett, den Kopf im Kissen versteckt, und konnte die Tränen nicht stillen. Jetzt bekam ich zum erstenmal Heimweh. Ich konnte die Nacht nicht schlafen vor Scham.

Am Montag früh erschien Meister Bed in der Werkstatt, und zu Heinrich Kinderbater gewendet, sagte er: „Heiri! Du kannst Deinen Landsmann ins Schlepptau nehmen; der fann Dir in die Hand arbeiten, damit er tüchtig wird.“ Wie war ich da glücklich! Meines Lebens wieder froh, habe ich wirklich eine Zeitlang mit Kinderbater zusammen geschafft, und war dann noch 1/2 Jahr in Basel.

Der Kinderbater hat dann später bei mir in Halle, nachdem ich ihn bei Altman auf meine Kosten hatte einziehen lassen, als Daut für die Hilfe damals, fast zwei Jahre als Geselle gearbeitet und mir bei den Fensterlieferungen für das Stadttheater geholfen. Er ist dann wieder weitergewandert und in Baden gestorben.

In Basel wurde ich durch meinen Kollegen Ferdinand Müller in den „Deutschen Verein“ eingeführt. Da im Verein auch eine Gefangsabteilung war, die alle Wochen Übungsstunde abhielt, meldete ich mich als Sänger an. Der Gefangslehrer, Herudek, der den Unterricht erteilte, hielt außer der wöchentlichen Singestunde an einigen Abenden für Gesangsfreudige Extra-Stunden ab, an denen ich stets teilnahm. Die Gefangsabteilung gab außerhalb der Vereinsfestlichkeiten auch öffentliche Konzerte. Ich durfte immer mitgehen, da ich gute Fortschritte gemacht hatte und über eine schöne Tenorstimme verfügte. Hier in Basel feierte ich das erstmal, fern von der Heimat, Weihnachten mit den von meinen Eltern gesandten Geschenken. Ich selbst schickte von Hühningen, jenseits der Grenze in Deutschland, an meine Eltern alles ersparte Geld und ein Weihnachtsfischchen mit einer Flasche gutem Wein für Vater und je ein Paar gammlernen Handschuhe für Mutter und Schwestern — die „Basler Lederli“ nicht zu vergessen.

IV.

Noch immer nicht wandermüde

Nach über einem Jahre erst hat ich Meister Bed, mich zu entlassen; ich wollte mich weiter in der Schweiz umsehen. Ich bat ihn beim Abschied um seine Photographie, in deren Besitz ich noch heute bin. Er gab mir ein Empfehlungsschreiben an Glasermeister Schmidt auf dem Rennweg in Zürich mit, der mich denn auch einstellte.

Mein Basler Mitgliedsbuch berechtigte mich zum Eintritt in die „Deutschen Vereine“ der ganzen Schweiz. Daher meldete ich mich, kaum in Zürich angekommen, beim dortigen Verein an. Hier trat ich auch der Turnabteilung bei. Es wurde im Verein weiter noch Unterricht in fremden Sprachen und Buchführung erteilt. Ich selbst habe hier die einfache und doppelte Buchführung erlernt.

Außer diesen gemeinnützigen Einrichtungen wurde auch die Geselligkeit gepflegt. Ostern und Pfingsten wurden große Ausflüge gemacht. Ja, der Verein mit seinen 600 Mitgliedern unternahm sogar mit Extrazug Tagesreisen. Da ging es dann nach Luzern, von dort mit bereitstehenden Dampfern über den Vierwaldstätter-See zur Tellkapelle und weiter auf der Aegistrasse nach Küllen Standsstatt und schließlich ins Bernerland, das alles aber für geringe Kosten.

Auch der Gesang wurde sehr gepflegt. Auch hier wurden außer den Vereinsfestlichkeiten öffentliche Konzerte auf dem Dolder, dem Neckberg und in der Tonhalle gegeben, die immer von den Zürichern gut besucht waren, da auf gute Aussprache viel Gewicht gelegt wurde.

Meinem Logis Kollegen und anfänglichem Freund, dem Glasmaler Häbler, der ausgesprochener Sozialdemokrat war, paßte Gesang und Turnunterricht nicht. Er wollte mich durchaus zum Versammlungsredner ausbilden. Da er aber bei mir kein Gehör fand, blieb nichts anderes übrig, als daß wir uns trennten.

Nur 16 Wochen blieb ich in Zürich. Dann wanderte ich weiter nach Oberrieden zum Meister Staus am Zürichsee. Hier waren wir 22 Gesellen, Sachsen, Thüringer, Badenser und Bayern; für die große Kaserne in Zürich haben wir die Fenster gemacht. Auch hier bekamen wir Kost und Logis vom Meister.

Und in Oberrieden war es, wo ich mein zweites Weib nachts in der Fremde verliebte. Wir hatten uns einen Tannenbaum mit Lichtern in der Werkstat aufgestellt. Da trat auf einmal Meistert Staus herein und rief: „Richardli! Im Seeitzig ist a Ghischtle a komme.“ Wir liefen gleich zum See herunter und nahmen die Witte in Empfang. Und es waren eine Weihnachtsstolle, Pfefferkuchen, Nüsse und Äpfel von meinen Eltern drinnen. Frau Meistertin kochte nun Kaffee, und wir alle machten uns an die Stolleheran. Die Oberriedener aber, Groß und Klein, sahen unserer Feier zu. Und sie kamen sogar in die Werkstat hinein und freuten sich über unseren deutschen Weihnachtsbaum.

In Bonas am Fuße des Rigi, unweit der Station Rothkreuz, an der Bahnlinie Zug—Luzern wurde damals von einem Dampfschiffabrikanten ein Schloß erbaut, das nach Fertigstellung ansah, als ob es schon hunderte von Jahren stände. Nach einem Probefenster aus England — einem der dort gebräuchlichen Schiebefenster — wurden in der Werkstat Meister Staus die Fenster für diesen Bau ausgeführt. Ein Kollege, Otto Todt aus Chemnitz, und ich wurden dazu auserselben, die fertigen Fenster im Bau einzusetzen und zu verglasen. Man gab uns einen großen Schweizerkäse und ein Faß Wein mit auf die Reise, damit wir davon unser Frühstück und Besper hätten. Abendbrot erhielten wir auf dem Rigi-Klosterle, wo wir beide auch übernachteten.

Hier habe ich meine schönste Jugendzeit verlebt. Den Sonnenaufgang und das Alpenglücken zu sehen, hat uns beide oft zu Tränen gerührt. Oft wünschten wir bei solchem Anblick unsere Eltern und Geschwister herbei, daß sie sich an all der Pracht mit erfreuen sollten. Bald hatten wir uns auch mit den Mönchen vom Kloster angefreundet; jeden Abend wurde nun mit ihnen ein „Kreuzbed-Marten“ gespielt, ein Spiel, ähnlich wie „Sechshundsechzig“.

Nach Fertigstellung aller Arbeiten gingen wir beide wieder nach Oberrieden am Zürichsee zurück. Ich selbst aber ging auf Wunsch von Meister Staub bald zum Meister Platt nach Thalweil, eine Stunde von Oberrieden entfernt; die beiden Meister unterstützten sich oft durch gegenseitiges Zufenden von Gesellen. Zwei Monate blieb ich dort. Dann mußte ich, wieder von Wanderlust ergriffen, weiter wandern nach Clarus, wo ich auch Arbeit fand, die allerdings nicht lange anhält. Da in Genf ein Hagelwetter großen Schaden angerichtet hatte, veranlaßte mich der Meister, nach dort zu einem bekannten Kollegen zu reisen, um auszuhelfen. Und ich folgte dem Rat.

In Genf war ich nur einige Wochen tätig. Bald ging es fort nach St. Gallen, wo ich beim Meister Gehm Arbeit fand; es wurden die Fenster für ein größeres Hotel gearbeitet. Hier aber erhielt ich dann einen Brief von meinem Kollegen aus Konstanz am Bodensee, daß dort Winterarbeit genug in Aussicht stehe. So entschloß ich mich, nach Konstanz zu gehen da ich außerdem auch zur Musterung nach Deutschland zurück mußte. Bei Meister Stadelhofer in Konstanz wurde ich auch eingestellt, und fand dort als Kollegen drei Leipziger, Max Bemann, Otto Kühn und Scheibe; alle drei wurden später bekannte Glasermmeister in Leipzig.

Bis Anfang April 1874 habe ich in Konstanz gearbeitet. Dann aber mußte ich fort zur Musterung nach Lindau am Bodensee. (Fortsetzung folgt!)

Das neue Buch

Ausgaben alter und neuer Musik von Martin Frey. — Martin Frey, unser einheimischer Lieddichter, hat nicht nur eine Reihe wertvoller Eigenwerke geschaffen, er hat sich auch ständig bemüht, musikalisches Kulturgut früherer Zeiten wieder der musikalischen Praxis zuzuführen. In einer langen Reihe instruktiver Veröffentlichungen hat er für den Klavierunterricht Unterlagen geliefert, die sich von Jahr zu Jahr erhöhter Schätzung mit Recht erfreuen. Auch jetzt werden uns wieder Ausgaben seiner Hand vorgelegt, die für alle Klavierpieler, Groß und Klein, von Bedeutung sind. Im Verlage von Anton J. Benjamin in Leipzig sind erschienen: Cramer-Violen, 60 ausgewählte Etüden. St. Keller Etüden op. 45 und 47. Neben sorgfältigem Fingersatz

hat hier Martin Frey allerlei Winke für das praktische Studium gegeben, so daß eine Ausgabe, die die zahlreichen schon vorhandenen noch um eine vermehrt, selbständigen Wert besitzt. Druck und Ausstattung sind vortrefflich. Eine entzückende Gabe sind „Reigen und Tänze aus Alt-England“, in tadelloser Aufmachung bei D. Richter in Leipzig herausgegeben. In diesen beiden schmucken Heften hat Martin Frey die musikalische Vergangenheit Englands lebendig und zugänglich gemacht, die der Klavierpieler nur noch vom Hörensagen kennt. Purcell und Arne liefern den Hauptstoff. Da die reizenden Stücke meist ganz leicht, höchstens bis mittelschwer sind, werden viele Musikfreunde daran Freude haben können. Auch den modernen Russen hat Martin Frey sein Interesse zugewandt. Ebenfalls im Verlage von Anton J. Benjamin in Leipzig sind Klavierstücke von Strawinsky, Scriabine, Nachmaninoff, Feinberg, und Medtner erschienen, die sich natürlich nur an Pianisten und fortgeschrittener Technik wenden. Durch klare Anordnung und ausreichende Befingerung hat Martin Frey das Studium dieser zum Teil sehr anspruchsvollen Liederungen ungemein erleichtert.

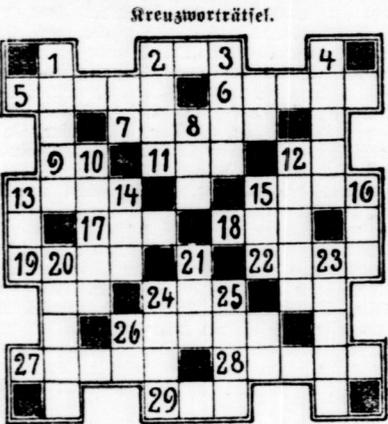
Die neue Zeitschrift.

„Die Gartenlaube“, Heft 5, Preis 40 Pfg. Verlag August Scherl, Berlin SW. 68. — Buntfarbig und schillernd wie der Umschlag, ist auch der Inhalt des neuen Heftes der „Gartenlaube“. Von China, seinen Bewohnern und ihren uns so seltsam anmutenden Eigenheiten handelt ein amüsanter Beitrag von Dorothea Bauer. In die schimmernde Wunderwelt der schneebedeckten Regionen führt uns ein mit schönen Photos geschmückter Aufsatz „Mit Ski und Kamera in den Bergen“ von J. Kelling. Was die gesellschaftliche Hochflut den Frauen an festlichen Kleidern und modischen Dingen beschert, zeigt das neue Heft in Wort und Bild. Eine Aufsatzreihe „Eine Viertelstunde Sammlung täglich“ leitet Dr. A. H. Kober mit einem Beitrag „Ein Quadratmeter Freistadt“ ein. Wie sich jeder Mensch — und sei er noch so gehetzt von Pflichten und Verpflichtungen — durch eine tägliche Viertelstunde der Versenkung in eine fremde Atmosphäre frisch und elastisch für die Erfordernisse des täglichen Lebens erhält, wird an Beispielen überzeugend dargelegt.

Deutsche Rundschau, Herausgegeben von Rudolf Kerschel, Februar-Heft, Preis 2 M. Verlag Berlin W 30, Geisbergstraße 43. — Aus dem Inhalt: Die neue Türkei I; Der Weg zur Schule; Nach Südoften; Friedrich Wilhelm und die Gräfin Nichtenau; Gestaltwandel Afrikas; Die heidnische Einheit im Drama von Kleist; Ueber organische Bildung; Alt-Jithaka.

Zu beziehen durch die Buchhandlung des Waisenhauses, Halle, Frankeplatz 5, Ecke Steinweg. Telefon 22483.

Rätsel.



Die Wörter bedeuten:

a) Von oben nach unten:

1. Deutsche Stadt, 2. Gewürz, 3. Hafenanlage, 4. Gegerbtes Fell, 8. Schmiermittel, 10. Männlicher Name, 12. Stokwaffe, 13. Türksche Kopfbedeckung, 14. Bedrängter Zustand, 15. Biblische Person, 16. Herrschertitel, 20. Chinesische Ehrenbezeichnung, 21. Stimmfrage, 23. Ueberfönnliches Wesen, 24. Staat in Nordamerika, 25. Nahrungsmittel.

b) Von links nach rechts:

2. Körpertheil, 5. Harter Gegenstand, 6. Auszeichnung, 7. Musikinstrument, 9. Persönliches Fürwort, 11. Gewässer, 12. Note, 13. Entfernungsbezeichnung, 15. Körpertheil, 17. Mineral, 18. Zeit-

maß, 19. Kartenspiel, 22. Gewässer, 24. Deutsche Stadt, 26. Vierfüßiger Fischräuber, 27. Stadt in Rußland, 28. Futtermittel, 29. Nordische Todesgöttin.

Bilderrätsel.



Auflösungen aus voriger Nummer

Bilderrätsel.

„Kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen.“

Kreuzworträtsel.

a) Von oben nach unten:

1. Mosel, 2. Loga, 3. Arena, 4. Ferse, 5. Enge, 6. Neben, 10. Turin, 12. Sidam, 14. Sid, 16. Sou, 18. neu, 21. Erich, 22. Barde, 23. Remis, 25. Uhol, 26. Bart, 29. Au.

b) Von links nach rechts:

1. Malta, 4. Feuer, 7. Sorrent, 8. Georg, 9. Ob, 10. Ton, 11. See, 13. Leu, 15. Ase, 17. Inn, 19. Fre, 20. Ode, 22. Bur, 24. Hul, 27. Prima, 28. Madeira, 30. Galme, 31. Stuhl.